

Die Wochenzeitung
Nr 18/
12.5.97

EIN LITERATURSKANDAL: CARL ALBERT LOOSLI'S GOTTHELF-HANDEL VON 1913

Die Züchtigung der Verräter an

Olympischer Trost

(Zeichnung von J. G. Ziemer)



Shakespeare: Mein lieber Jeremias Gotthelf, all das irdische Gefährd' kommt unserer Unsterblichkeit nichts an!..»

Karikatur aus dem «Nebelspalter» vom 22. Februar 1913; LOOSLI, DER «BAUERNPHILOSOPH», links unten. Im Himmel sagt Shakespeare zu Gotthelf: «Mein lieber Jeremias Gotthelf, all das irdische Gefährd' kommt unserer Unsterblichkeit nichts an!..»

Der berühmteste Emmentaler, Jeremias Gotthelf, ist vor zweihundert Jahren geboren. Der Schriftsteller und Pfarrer in Lützelstühli, der mit bürgerlichem Namen Albert Bitzius hiess, hat ein Werk von epischen Dimensionen geschaffen. Der temperamentvolle C. A. Loosli hat dies öffentlich in Zweifel gezogen und ist damit nicht zum ersten Mal angeeckt.

FREDI LERCH

Wer hat die Bücher von Jeremias Gotthelf geschrieben? Er zögerte nicht, hat Carl Albert Loosli am 1. Februar 1913 öffentlich festgestellt, seiner Überzeugung gemäss zu antworten, «dass dies wohl kein anderer als Johann Ulrich Geissbühler, Landwirt auf der Bleiche bei Lützelstühli, war». Die Kapazitäten rieben sich die Augen. Die akademisch geadelten literarischen Leichenfledderer – von Loosli der Käferspezies der «Nekrophoren» zugerechnet – sassen für einen Augenblick sprachlos vor der neusten Ausgabe der erst seit kurzem erscheinenden Bümplizer Wochenzeitschrift «Heimat und Fremde» und rieben sich die Augen ob der Provokation eines autodidaktischen Schreiberlings. Der Öffentlichkeit nicht nur freche Fragen zu Gotthelfs Biographie, sondern als Antwort darauf auch gleich eine hirnirrsige Schlussfolgerung zuzumuten.

Aber fragen kann man sich natürlich schon: Warum hat Albert Bitzius, von 1831 bis 1854 Pfarrer von Lützelstühli im Emmental, bis in sein neununddreissigstes Lebensjahr

Looslis Aufsatz bereitet einen feuilletonistischen Sprachdurchfall vor, wie er sich selten über dieses Land ergossen hat.

mehr oder weniger nichts, danach jedoch innert achtzehn Jahren an die 20000 Druckseiten geschrieben? Woher hatte einer nach dem Studium der staubtrockenen Theologie und einigen Vikariatsjahren auf einmal diese «umfassenden Kenntnisse aller land- und volkswirtschaftlichen Fragen» noch auf «den entlegensten agrartechnischen Gebieten (...), wie sie sich nur ein Praktiker im Laufe jahrelanger Arbeit auf der Scholle erwirbt»? Warum konnte dieser von auswärts kommende Pfarrer innert kürzester Zeit «die intimsten Familienverhältnisse der Gemeinde Lützelstühli»? «Wie erklärt es sich ferner», so Loosli, «dass die Nachkommen Bitzius' sich je und je, ohne eigentliche stichhaltige Gründe für ihr Verhalten ins Feld führen zu können, gegen eine wissenschaftliche Bearbeitung der Gotthelfschen Werke sträubten? (...) Wie erklärt es sich endlich, dass die Manuskripte einer ganzen Reihe von Hauptwerken, welche im Jahre 1898 noch vorhanden und in der bernischen Stadtbiblio-

thek deponiert waren (...) spurlos verschwunden und nicht wieder aufzufinden sind?»

Fragen eines Insiders, wie man es gewohnt war, und Loosli's Antwort war eben Geissbühler, ein Freund von Bitzius, «ein überlegen gescheiter Bauer, Eigenbrötler und Gesinnungsgenosse», der «seine Mussestunden mit Schreibereien» ausgefüllt habe. Bitzius habe die Arbeiten gelesen und ihre Veröffentlichung vorgeschlagen, Geissbühler habe abgewinkt, das sei nicht möglich, weil ihm «das Wesentliche abgehe, die akademische Bildung, die für schriftstellerische Tätigkeit bedingend» sei. Schliesslich hätten sich die beiden darauf geeinigt, dass Bitzius die vorliegenden Manuskriptstöße redigiere und anschliessend unter einem Pseudonym herausgebe, in dem Johann Geissbühlers Initialen enthalten sein sollten. Diese Theorie erklärt nicht nur Gotthelfs unglaubliche Produktivität, sondern auch seinen agrartechnischen und sozialen Sachverstand und gibt ein plausibles Motiv für die abweisende Haltung der Bitzius-Nachkommen gegenüber verlegerischen Bemühungen: Würde das ganze Gotthelf-Archiv öffentlich, käme an den Tag, dass «das grösste epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte» – wie schon Gottfried Keller gerühmt hatte –, nichts als der Ghostwriter eines Lützelstühli Bauern gewesen war.

Loosli's Aufsatz «Jeremias Gotthelf, ein literaturgeschichtliches Rätsel» bringt die Inneren der vaterländischen Philologen-Zunft in mächtige Konvulsionen und bereitet einen feuilletonistischen Sprachdurchfall vor, wie er sich selten über dieses Land ergossen hat. Diesen Loosli hatte man schon lange im Auge gehabt, diesen intellektuellen Emporkömmling, dem der Literaturwissenschaftler Jonas Fränkel vor einigen Jahren gar den Ehrentitel «Philosoph von Bümpliz» glaubte geben zu müssen. Dieser Zeitungschmied, dieser «Bauernphilosoph», der «mit Stallschuhen in jede gute Stube» trat, wollte also aus Gotthelf Geissbühler machen. Jetzt war Loosli fällig.

LOOSLI DER GOTTHELF-HERAUSGEBER

Nach seinem Tod 1854 geriet Jeremias Gotthelf als emmentaler Dialekt- und Heimatdichter mehr und mehr in Vergessenheit. Erst um die Jahrhundertwende begannen sich massgebliche Philologen darum zu bemühen, Gotthelf in den Kanon der «Welt-

literatur» emporzureden. Zu den Pionieren dieser Gotthelf-Renaissance gehörte Ferdinand Vetter, «Ordinarius für germanische Philologie» an der Universität Bern. Zwischen 1898 und 1900 hatte er im Verlag Schmid und Francke mit einer «Volksausgabe» von Jeremias Gotthelfs Werken im Urtext begonnen. Das Projekt blieb, weil sich die Verleger zurückzogen, nach zehn Werkbänden und einem Ergänzungsband stecken.

Zu diesen Pionieren gehörte aber auch ein Unberufener, Carl Albert Loosli begann spätestens 1906, also als 29-jähriger, Fäden zu spinnen mit dem Ziel, eine von einem Schweizer Verleger besorgte kritische Gesamtausgabe von Gotthelfs Werk zu initiieren. Ein bemerkenswerter Vorsatz, wenn man bedenkt, dass Loosli als Referenzen nichts als seine Leseerfahrung, den jugendlichen Enthusiasmus und seine Kenntnis der Gotthelfschen Sprache vorzuweisen hatte, die er sich zwischen 1895 und 1897 als Insasse der «Korrektionsanstalt für jugendliche Verbrecher» in Trachselwald zwangsweise erworben hatte. Ein schlechter Trost wird ihm damals gewesen sein, dass die zuvor an gleicher Stelle besto-

hende «Armen- und Erziehungsanstalt Trachselwald» 1835 massgeblich von Pfarrer Albert Bitzius mitbegründet worden war. Item, Loosli hatte einen starken Bezug zu Jeremias Gotthelf, und zwar nicht nur zum Dichter, sondern, wie er 1911 in einem Brief hervorhob, «in den letzten Jahren in stets erhöhtem Masse» auch zum «Menschen Gotthelf».

Am 10. Februar 1911 schloss Loosli mit dem aus Bümpliz stammenden Jungverleger Eugen Rentsch in München einen Vertrag ab, der ihn zum Herausgeber einer «kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf» und einer «zwölftändigen Volksausgabe ausgewählter Werke» machte; er versicherte sich der Mitarbeit von Ferdinand Vetter und Hans Bloesch, dem späteren Oberbibliothekar der Berner Stadtbibliothek; Rentsch übergab ihm gegen Honorar «Druckbeaufsichtigung, Adressensammlung, Subventionsverhandlungen, Propaganda aller Art» – kurzum: Im

Die akademisch geadelten literarischen Leichenfledderer rieben sich die Augen ob der Provokation des autodidaktischen Schreiberlings.

Frühjahr 1911 war der kecke Loosli zum Manager eines publizistischen Projekts avanciert, das sich über mehrere Tausend Bände erstrecken sollte.

Aber schon bald belasteten Konflikte das ehrgeizige Projekt. Es kam zum Bruch mit Vetter, dem Bloesch und Loosli vorwarfen, Gotthelf-Manuskripte aus dem Nachlass veruntreut zu haben. Als im Januar 1912 «Gold und Geist» als erstes Buch (Band VII der Gesamtausgabe) erschien, zeichneten Bloesch und Loosli zusammen mit Rudolf Hunziker «in Verbindung mit der Familie Bitzius» als Herausgeber. Zu dieser Zeit begann ein zweiter Konflikt zu eskalieren: Loosli hatte den Fehler gemacht, die Familien Bitzius, Rentsch und von Rüttele erst zu begrüssen, als er mit Rentsch seinen Vertrag bereits abgeschlossen hatte. Die Familien hatten zwar grundsätzlich nichts gegen den neuen Versuch zu einer kritischen Gotthelf-Ausgabe einzuwenden, stellten nun aber ihre Bedingungen: Unter anderem kam der Nobdy Loosli für sie als Herausgeber nicht in Frage. Als Ersatz brachten sie den Winterthurer Professor Rudolf Hunziker ins Spiel und sperrten den Herausgebern der Rentsch-Ausgabe der Zugang zum Gotthelf-Archiv in der Stadtbibliothek so lange, bis sie ihren Willen voll ständig durchgesetzt hatten.

Loosli wehrte sich, doch wurde seine Position im ersten Halbjahr 1912 zunehmend unhaltbar. Aus den von ihm – mag sein: zu einem gemächlichen – verfassten Subventionsbegehren an verschiedene Gemeinden, den Kanton Bern und an die Eidgenossenschaft wurde ihm der Strick gedreht. Er hatte im ganzen 30000 Franken verlangt und den grösseren Teil des Geldes als Honorar für die drei Herausgeber vorgesehen. Er machte mit anderen Worten geltend, als freier Schriftsteller und Familienvater von seiner Arbeit leben können zu müssen. In einer Pressekampagne wurde er dafür der Goldmacherei verdächtigt. Rentsch konnte sein Gotthelf-Projekt nur retten um den Preis, Loosli fallenzulassen. Am 8. Juni schrieb er ihm aus München: «Uso etwas zu machen, ist oben ein gewisses diplomatisches Geschick erforderlich, das Dir wie es sich nun gezeigt hat – ganz abgeht. Ich habe eine Aufgabe übernommen, die Dir nicht liegt & der Du nicht gewachsen bist.» Am 24. Juli hat Loosli nachgegeben; an Rentsch schrieb er: «Um Dir gefällig zu sein und wiederum, bin ich bereit, auf den Vertrag betreffend der Gesamtausgabe der Werke Gotthelfs zu verzichten.» Nun beauftragte Rentsch Hunziker mit der Oberleitung über das Projekt, die Gotthelf-Erben hatten sich durchgesetzt. Als im Herbst 1912 als zweites Buch d Gesamtausgabe der Band XVII (Kleinere Erzählungen 2) erschien, figurierte Loosli nicht mehr unter den Herausgebern. Bis 19 wuchs die Ausgabe auf insgesamt 24 Werkbände, zwischen 1922 und 1977 kamen Zusatzbände hinzu. Rentsch's Gotthelf-Ausgabe gilt bis heute als die beste und vollständigste und ist untrennbar mit dem Namen Bloesch und Hunziker verbunden. Aber in der Welt wird sie von Carl Albert Loosli.

LOOSLI DER GESELLSCHAFTSKRITIKER

Zur gesellschaftskritischen Publizistik, Loosli bereits seit der Jahrhundertwende

pflügt hat, schreibt s Biograph Erwin Ma «in seiner selbständig Denkhaltung geriet Loosli in Konflikt mit ideologischen Strömungen, allem dem Imperialismus und dem Patriotismus der materialistische Zeitgeist in seinen verschiedenen Ausprägungen stellte für ihn keine Alternative zur das serbenden Religion dar.» Eine Woche in dem sich Loosli als Gotthelf-Herausgeber zurückziehen musste am 1. August 1912, brate er die Broschüre die Schweiz regens bedürftig?» her

Ein fulminanter Rundschreiben gegen «praktische Dekadenz» und «Parteidiktatur» gen Juristen und Beamtenwelt. Dagegen stellt er den «Willen zur Kultur», der in dem Land jedoch «instinktiv als antideemokratisch, also staatsfeindlich» empfunden wird. Mit dem Kulturbewusstsein, das immer in dem finanziellen Erfolg gepöpstet werde.